

Anja Zimmer

# Mitternachtsblüten

Das Leben der Anna von Hessen

Roman

Dryas Verlag  
Frauenzimmer Verlag

© Frauenzimmer Verlag, Laubach-Lauter 2008  
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und Vervielfältigung jeder  
Art, Verwertung in anderen Medien und Sprachen, elektroni-  
sche Speicherung, Bearbeitung oder Aufbereitung - auch in  
Auszügen - nur mit Genehmigung der Autorin.

Eine Co-Produktion des Frauenzimmer Verlags, Lb. - Lauter  
und des Dryas Verlags, Mannheim

Printed in Germany.

Herstellung:  
Strauss GmbH, Mörlenbach  
[www.straussbuch.net](http://www.straussbuch.net)

Satz und Layout: Anja Zimmer  
Bilder: Anja Zimmer

Umschlaggestaltung: Rosa Segerer  
[www.segerer-design.de](http://www.segerer-design.de)  
Bild: Bildagentur dpa  
Picture-Alliance GmbH

[WWW.FRAUENZIMMER-VERLAG.DE](http://WWW.FRAUENZIMMER-VERLAG.DE)

[WWW.DRYAS.DE](http://WWW.DRYAS.DE)

ISBN 978-3-9811327-8-6

## Inhalt

Mitternachtsblüten	7
Personenregister	515



Für meinen Großvater,  
den Schreinermeister Otto Reinhard Tröller  
und für Sanne Findeis, die Gewandschneiderin

# Prolog

„Ich bin wie der Ritter.“

„Verzeiht, Euer Gnaden. Welcher Ritter?“ Der Priester hatte sich vorgebeugt, um die leisen Worte der Kranken besser zu verstehen. Es war der 13. Mai des Jahres 1525. Durch das geöffnete Fenster drang lautes Vogelzwitschern, Rufe von Kindern, das Dangeln einer Sense.

„Der Ritter in dem alten Lied. Kennt Ihr es nicht?“ Sie versuchte, eine Melodie zu summen, wurde aber von einem erneuten Hustenanfall geschüttelt. Ihre Lungenentzündung war schon zu weit fortgeschritten. Als der Hustenanfall vorüber und nur noch ihr röchelnder Atem zu hören war, schüttelte der Priester den Kopf. „Nein, ich kenne das Lied nicht.“

„Ich habe es als Kind oft gehört.“ Obwohl ihr das Sprechen schwer fiel, fuhr sie fort. Es schien ihr wichtig zu sein, denn unter Mühe erzählte sie nun langsam.

„Ich habe mich mit meinen Geschwistern oft abends in die Küche geschlichen, wenn die Mägde und Diener noch zusammen saßen. Mein Gott, wie lange ist das her. Damals in Schwerin. Und eine der Mägde konnte wunderbar singen. Sie sang die schönsten Geschichten. Am meisten liebte ich das Lied von dem Ritter.“ Sie sumimte noch einmal die Melodie, aber der Priester hatte das Lied nie gehört. Schwerin war fern. Die Rödelheimer Mägde sangen andere Lieder.

„Ich kann mich an die Strophen nicht mehr erinnern. Nur noch an die Geschichte. Von dem Ritter, der so tapfer ist, dass er den Krieg für seinen König gewinnt und sich in die Prinzessin verliebt. Eine mutige, starke Prinzessin. Als Kind dachte ich immer, ich wäre gern die Prinzessin. Aber ich bin der Ritter.“

Der Priester lächelte. Die Kranke, der er bereits die Beichte abgenommen und die letzte Ölung verabreicht hatte, blickte in der Tat auf ein kämpferisches Leben zurück. Er hatte sie vor einigen Jahren kennen gelernt, lange bevor sie so krank geworden war, dass man ihn an ihr Sterbebett gerufen hatte. Sie war noch jung. Viel zu jung um zu sterben. Noch keine vierzig Jahre alt. Und noch immer eine schöne Frau. Frau Venus hatte man sie hinter vorgehaltener Hand genannt. Aber er konnte sie sich auch in einer Ritterrüstung vorstellen, mit erhobenem Schwert, ihre Widersacher mit einem Streich bezwingend.


„Wenn es Euer Gnaden Freude macht, werde ich Eure Mägde hier fragen, ob sie das Lied kennen. Aber jetzt sollten Euer Gnaden sich ausruhen.“

Aber sie hörte nicht auf ihn. Stattdessen richtete sie sich ein wenig auf und sah ihn forschend an. „Sagt, hat man drüben in der neuen Welt wirklich eine Blume gefunden, die nur um Mitternacht ihre Blüten entfaltet und wunderbar süß duftet? Habt Ihr davon gehört?“

„Nein, Euer Gnaden, davon habe ich nicht gehört.“

„Dachte ich es mir doch! Dieser Pater, der alte Gauner!“ sagte sie leise, wie zu sich selbst. Erschöpft sank sie zurück in die Kissen.

„Aber das heißt noch lange nicht, dass es sie nicht wirklich gibt“, sagte der Priester, der auf ihrem Gesicht Enttäuschung und Bitternis erkannte. „Vielleicht ist sie nur noch nicht entdeckt worden. Die Wälder in der neuen Welt müssen noch größer sein als unsere heimischen. Wer kann schon sagen, welche Wunder Gott der Herr in diesen Wäldern verborgen hat. Und selbst wenn es diese Blume nicht gibt, so ist sie doch immerhin ein schöner Gedanke.“

ar je ein Neujahrsmorgen heraufgedämmert, der mehr versprochen hatte? Man schrieb den ersten Tag des Jahres 1500. Unruhige Zeiten waren es, nicht nur für die hessischen Lande. Doch einem Mann war es gelungen, das Land zu einen und zu befrieden. Des Kaisers war sein Schwert. An dessen Seite hatte er gekämpft, sein Leben für ihn riskiert, und der Kaiser hatte ihn fürstlich belohnt.

Wilhelm lehnte sich zurück in seinem Sessel, wärmte die großen Hände, die so vieles vollbracht hatten, an dem kostbaren Becher und sah hinaus in die Ferne. Der Winter hielt das Land in eisiger Umklammerung. Die Nacht hatte neuen Schnee und Frost gebracht. Die Welt lag wie unter einem sauberen Leintuch, unter dem alle Not und Sorge verborgen schien. Doch für Wilhelm war die ganze Welt wie neu. Erhaben war er nun über hämische Gesichter und spitze Bemerkungen, die ihn mehr verletzt hatten als jemand ahnte. Das Leben selbst erschien ihm wie ein Füllhorn, das allein ihn reich beschenkte. In diesem Jahr würde er stolz die Früchte seiner Arbeit ernten können. Niemand sollte sie ihm streitig machen.

Der Diener legte Holz im Kamin nach, erkundigte sich nach weiteren Wünschen seines Herrn und wurde ohne neuen Auftrag entlassen. Er zog sich an die Tür zurück, wo er schweigend verharrte. Nein, Landgraf Wilhelm wollte diesen Augenblick ungestört genießen. Selbst das aufgetragene Frühstück rührte er nicht an, versunken in den Anblick der Stadt, die eben erwachte. Marburg lag noch ganz im Schatten seiner bewaldeten Berge, eng geschmiegt an den Schlossberg. Wilhelm sah nichts von dem Leben, das sich auf den Straßen und engen Gassen wohl schon regen mochte. Er sah nur den Rauch, der schnurgerade aus den Häusern aufstieg. Sein Lächeln war grimmig und triumphierend zugleich, als er an die Wettiner dachte, die sich schon als die neuen Fürsten des Landes gesehen hatten. Die sächsischen Wettiner hatten die politische Entwicklung freudig begrüßt, weitaus freudiger jedoch Wilhelms Kinderlosigkeit, da sie selbst die

nächsten Erben waren. Offenbar hielten die Wettiner auch Wilhelm den Jüngeren nicht für fähig, die entsprechende Nachkommenschaft zu zeugen, da dessen Ehe nun schon ins dritte kinderlose Jahr ging. Und nach dem schweren Jagdunfall, der ihm vor einem Jahr zugestoßen war, musste er sich ohnehin schonen.

Die Sonne goss ihre ersten Strahlen über die Lahnberge und ließ die Giebel der Häuser aufblitzen wie Diademe. Das Tal lag nun in rotgoldenem Morgenduft. Darüber wölbte sich ein Himmel in den sanften Farben, die nur ein eisiger Wintermorgen hervorzubringen vermag. In wenigen Stunden schon war der Himmel sicher tief blau. Doch diese frühe Stunde war die Zeit der leisen Farben und Klänge. Das sanfte Licht verwandelte das Lächeln des Landgrafen. Es wurde milde, nicht zuletzt, weil er auf dem Gang die Schritte seiner Frau Jolanthe hörte. Er sah auf den leeren Stuhl auf der anderen Seite des Tisches, das Gedeck, das sie gleich mit ihren schmalen, weißen Händen berühren würde. Gleich würde sie erscheinen, die Urheberin all seiner Freude.

Der Diener öffnete die Tür und die Landgräfin trat ein. Ihre Schritte waren leicht und federnd, seit sie eine kostbare Last verborgen trug. Wilhelm erhob sich und trat ihr entgegen. Er küsste ihre Hand und begrüßte sie mit lieben Worten, während er sie behutsam an sich drückte. Andächtig ließ er dabei seine Hand über ihren gewölbten Leib gleiten.

„Es wird ein Sohn, Jolanthe“, flüsterte er sanft. Doch mischte sich auch eine leise Angst in seine Stimme, so zart und zerbrechlich schien ihm Jolanthe.

„Es wird ein Sohn“, erwiderte seine Gattin mit einem Lächeln. Sie konnte wieder lächeln, seit der übermenschliche Druck von ihr gewichen war. Sie hatte Freudentränen vergossen, als sie ihm endlich die Nachricht, die eine Nachricht, auf die er lange Jahre vergeblich gehofft, überbracht hatte. An Weihnachten hatte Jolanthe die ersten Regungen ihres Kindes verspürt und hatte damit die Gewissheit dessen, was sie in den vergangenen Monaten

kaum zu hoffen gewagt hatte. Im Mai würde das Kind zur Welt kommen. Wenn nun Gott noch so gnädig sein wollte, ihr einen Sohn zu schenken. Dem galten all ihre Gebete. Mit bangem Zittern sah sie dem Tag entgegen, an dem sich entscheiden würde, ob sie nun hocherhobenen Hauptes der Welt gegenüberreten könne oder ob sie mit einem entschuldigenden Lächeln die Geburt einer Tochter verkünden müsse. Nun, wenn dies geschehen sollte, war immer noch Wilhelm der Jüngere da, der dafür sorgen würde, dass das Land nicht an die Wettiner fiel. Diese Tatsache war für Jolanthe wie eine kleine Hintertür, durch die sie sich flüchtete, wenn ihre Gedanken allzu quälend kreisten. Der Landgraf ließ es sich nicht nehmen, seiner Gattin eigenhändig den Lehnstuhl zurechtzurücken, damit sie bequem Platz nehmen konnte. Fürsorglich zog er ihr den pelzverbrämten Mantel noch etwas höher über die Schultern. Normalerweise gab es für Damen in gesegneten Umständen Kleider, die den Segen mehr zur Schau stellten als dass sie ihn kaschierten. Doch Jolanthe trug lieber ihre Kleider mit offener Schnürung und darüber einen Mantel. Ganz im Verborgenen wollte sie ihr Kind austragen. Niemand sollte auch nur etwas ahnen. Jolanthe ging selten aus. Sie hielt sich – wie es von ihr erwartet wurde – in ihren Gemächern auf, widmete sich Stickerarbeiten oder spielte die Laute. In ihren ersten Ehe-monaten hätte sie lieber die Stadt angeschaut, doch alles, was sie von Marburg gesehen hatte, war der Weg zur Kirche gewesen. Daran hatte sich kaum etwas geändert. Sie lugte bei dieser Gelegenheit immer zwischen den ledernen Vorhängen der Kutsche hervor, bewunderte die schmucken Häuser der Bürger und Kaufleute und beneidete insgeheim die Bürgerfrauen, die im Sonntagsstaat über die Straßen flanierten, von gutgekleideten Herren höflich begrüßt. Doch dann hatte Jolanthe sich immer mehr freiwillig zurückgezogen. Sie hasste die Blicke wildfremder Menschen, die mitleidig auf ihrem flachen Bauch ruhten. Einmal, als sie vor der Kirche gestanden hatte, war eine Frau, sicher fünf Jahre jünger als sie

selbst, mit vier Kindern vorbeistolztiert und hatte es sich nicht nehmen lassen, sie hämisch anzugrinsen. Von da an waren ihre Gemächer ihr Reich, in dem sie regierte, fern von allen Sorgen und Zwängen. Ihr Gatte war rücksichtsvoll, machte ihr Geschenke, um sie aufzuheitern und nahm sich zuweilen auch tagsüber Zeit für sie. Das war weit mehr als eine Frau ihres Standes von ihrem Gatten erwarten konnte. Obwohl auch ihre Ehe unter politischen Gesichtspunkten geschlossen worden war, hatte sich doch eine tiefe Zuneigung zwischen ihnen entwickelt. Manchmal wunderte sich Jolanthe über ihren Gemahl. Sie hatte einmal erlebt, wie unerbittlich und hart Wilhelm sein konnte, wenn es darum ging, seine Macht zu sichern. Sie hatte ihn auf dem Turnierplatz gesehen, wo sich kaum ein Ritter mit ihm messen konnte. Und sie wollte sich lieber nicht vorstellen, wie gnadenlos er auf dem Schlachtfeld war. Aber bei ihr wurde er sanft und mild, zärtlich und liebevoll. Zuweilen sah sie seine Hände an, die so hart und voller Schwielen waren von Schwert und Lanze und die schon Blut vergossen hatten, die sich aber so behutsam ihrem Gesicht näherten, als sei es aus feinem Glas. Sie liebte es, in seinen Armen zu ruhen. In ihrer ersten gemeinsamen Nacht hatte seine kriegerische Gestalt sie zutiefst erschreckt. Sie hatte sich so klein und schwach gefühlt. Das tat sie noch immer, wenn sie in seinen Armen lag, doch fühlte sie sich nicht mehr ausgeliefert. Sie vertraute ihm und wusste, dass er sie niemals verletzen würde. Doch nichts, nichts hatte Jolanthe darüber hinwegtäuschen können, dass sie den Zweck ihres Lebens verfehlte. Nun saß Jolanthe da, etwas bleich, aber ruhig und wie es schien, glücklich. Wilhelm betrachtete seine Frau. Ihr langes, braunes Haar war züchtig unter einer Haube verborgen. Ein feines Tuch bedeckte den Ausschnitt, der kalten Witterung angemessen. Die langen Wimpern hatte sie über die Augen gesenkt. Sie tat einen großen Löffel Honig in ihren Hirsebrei. Auch sie wärmte die Hände an dem warmen Dünnbier, das der Diener ihr eingeschickt hatte. Sie aß mit freudigem Appetit – ein

Anblick, der Wilhelm immer vergnügt stimmte.

Die beiden sprachen nicht viel. Sie genossen dieses kleine, intime Frühstück zu früher Stunde, denn lange würde die Stille nicht mehr währen. Wilhelm hatte nach wie vor viel zu sorgen. Die Stände mussten niedergehalten werden, wollte er seinem Erben ein geordnetes Land hinterlassen. Ja, es war allein an ihm, das Haus Hessen zu erhalten. Von seinem Oheim, dem Erzbischof von Köln, konnte man beileibe keine legitimen Erben erwarten. Er war in Ehren ergraut und sah gelassen einem nahen Ende entgegen. Zunächst wäre es an Wilhelm dem Älteren gewesen, das Land zu regieren, doch da sich sein Geist verflüchtigt hatte wie Schnee unter Julisonne und er somit den Beinamen „der Blöde“ führte, lag das Wohl der hessischen Lande in der Hand Wilhelms des Mittleren. Doch nicht genug, dass der Ältere schwachsinnig war, hatte ihn der Herr auch noch mit vier Töchtern geschlagen, die für die Erbfolge nicht in Frage kamen. Zumindest eine davon hatte Gott schon nach wenigen Wochen wieder zu sich genommen, nur um eine neue Tochter zu schicken, der man den Namen ihrer verstorbenen Schwester – Mechthild - gegeben hatte. Die Tatsache, dass Gott der Herr die tote Tochter lediglich durch eine neue ersetzt hatte, riss den Blöden zu den wüstesten Ketzereien hin, indem er Gott beschuldigte, eine seltsame Art von Humor zu haben. Sein Wahnsinn tobte sich auf einem entlegenen, vergessenen Schloss aus. Mechthild die Jüngere und die folgende Schwester Anna waren gut in Klöstern untergebracht. Die vierte Tochter lebte bei ihrer Mutter auf dem Sengenstein.

Wilhelms graue Augen schweiften noch einmal über die Stadt und trafen sich dann mit dem Blick seiner Frau. Boyneburgs Schritte waren auf dem Gang zu hören. Im selben Moment trat der Landvogt auch schon in das Zimmer ein. Er verneigte sich ehrfürchtig vor seiner Fürstin. Auch ihm war ihre sachte Veränderung aufgefallen. Man ahnte nicht, was hinter der kantigen Stirn des Landvogtes vorging; wie glücklich es ihn machte, wenn die Fürstin